

»Dem Sinn den Hals umdrehen«
Jacqueline Rose: *Den eigenen Tod sterben – Denken mit Freud in Zeiten der Pandemie* (Sigmund Freud Vorlesung 2020), übers. von S. Seitz und A. Wieder, Wien/Berlin 2021, Turia + Kant

Rezensiert von Insa Härtel

Die am 23. September 2020 gehaltene 47. Sigmund Freud Vorlesung »To Die One's Own Death – Thinking with Sigmund Freud in a Time of Pandemic« von Jacqueline Rose musste, wie in der vorliegenden deutschen Ausgabe bereits das Grußwort von Monika Pessler und die Einleitung von Rubén Gallo betonen, von Freuds Geburtstag auf dessen Todestag verschoben werden und fand – virtuell übertragen – nicht im Freud Museum in Wien, sondern im Freud Museum in London statt. Diese COVID-19 geschuldeten Bedingungen koinzidierten mit der Themenwahl der Vorlesung, die sich zwischen Tod, Trauer, Krieg und Pandemie aufspannt und eine Reihe interessanter Gedankenbewegungen bezogen auf Freud als »Denker der Katastrophe« (S. 76)¹ vollzieht. Pandemiebezogen spielt hier nicht nur die aktuelle Lage, sondern auch die Spanische Grippe, die Freuds Tochter, Sophie Halberstadt-Freud, das Leben kostete, eine wesentliche Rolle. In der Folge von Fritz Wittels nimmt die Autorin dabei einen (von Freud selbst

stets zurückgewiesenen) Zusammenhang zwischen dem Verschwinden der Tochter und der Entwicklung des Todestriebkonzepts in *Jenseits des Lustprinzips* (1920g) an. Insofern sie sich genau dafür interessiert, wie historische Katastrophen »den Geist« durchwirken, kann sie gewisse Fallen biografischer Werklektüren umschiffen. Die Frage lautet also, wie etwa Freuds persönlicher, ins Denken einziehender Verlust dabei helfen könnte, »uns mit dem Schrecken unserer eigenen Zeit auseinanderzusetzen, in der unvorstellbare Todesfälle [...] wieder Legion sind« (S. 44), und z. B. »das unablässige Zählen [...] Menschenleben auf abstrakte Größen reduziert« (S. 26).

Der eigene Tod weist in mehr als eine Richtung: Kann es doch um den Tod als unverwechselbaren gehen oder aber um das Sterben, das einen selbst und nicht andere betrifft. – In *Jenseits des Lustprinzips* begreift Freud das Leben im Sinne einer durch eine »noch ganz unvorstellbare Kraftwirkung« erzeugten Spannung in der unbelebten Materie, deren

Ableich – das Sterben – zunächst leicht war, bis die lebende Substanz durch veränderte äußere Einflüsse »zu immer komplizierteren Umwegen« zum Tod genötigt worden sei.² In der Folge dessen würden die Lebenstribe nach Sicherung des »eigenen Tode[s] des Organismus«, nach Fernhaltung anderer als der immanenten »Möglichkeiten der Rückkehr zum Anorganischen« oder auch nach Verlängerung der Lebenswegdauer trachten.³ In Kapitel VI, das auch Rose am Wickel hat, wird dann die Annahme eines Sterbens »aus inneren Ursachen« selbst zum Gegenstand: »Wenn man schon selbst sterben und vorher seine Liebsten durch den Tod verlieren soll, so will man lieber einem unerbittlichen Naturgesetz, der hehren Ἀνάγκη, erlegen sein, als einem Zufall, der sich etwa noch hätte vermeiden lassen.«⁴ Eine Idee, die Rose zufolge aktueller nicht zu sein vermag: Demnach ist ein naturgesetzlicher Tod jenem »vorzuziehen, der nicht hätte eintreten sollen/dürfen« (S. 53), dann könne das heute, wenn z. B. tatsächliche Pandemieopfer bei geeigneteren Maßnahmen *nicht* gestorben wären, auf eine politische Rücksichtslosigkeit, Fahrlässigkeit und/oder Gnadenlosigkeit verweisen. Zugleich wird der »Glaube an die innere Gesetzmäßigkeit des Sterbens«⁵ mit Freud als mögliche Trost-Illusion und, mehr noch, als potenziell skandalverschleiende »Schicksalsrhetorik« (S. 56) charakterisiert.

Freud selbst will jenen Glauben an den »natürlichen Tod« durch Wendung »an die biologische Wissenschaft« prüfen.⁶ In Roses Nachzeichnung und Neukontextualisierung seiner Denkwege wird es besonders interessant immer dann, wenn sie scheinbar Auseinanderliegendes verwebt – z. B. wenn es ihr zufolge weniger darum geht, ob Freuds Konzeptionen sich nun in der Tat durch Biologie stützen lassen, sondern vielmehr darum, was dessen Auseinandersetzungen denkbar machen. Dies betrifft hier etwa eine Art Ineinandergreifen (anstelle einer Spaltung) von »inneren« und »äußeren« Welten, von »organischer Lebenskonstitution« und »Politik« (z. B. im Begriff des Wiederholungszwangs), von »libidinösem Konflikt« und »äußerer Bedrohung«, »vererbter Veranlagung« und jenen »Zufällen des Lebens«, oder auch einmal mehr von »Trieb und Trauma«.⁷ Letzteres wird wiederum auch in seiner »transgenerationalen Weitergabe« gedacht. Wodurch das Sterben des eigenen Todes der Autorin zufolge immer auch »stellvertretend« für vor uns da gewesene andere erfolgt – und Freud uns an die mit einer »Welt voller Katastrophen« verbundenen »Kosten« erinnert (S. 71).

Eine weitere Verschränkung findet statt, wenn das, worunter man zu leiden hat, nicht allein in Krieg oder Pandemie lokalisiert wird, sondern auch im Menschsein selbst. Mit der Todestrieb-

theorie, so Rose, taucht das, was an Gewalt oft illusionär äußerlich attribuiert wird, im jeweils »Innersten« wieder auf. Was eine skandalöse Einsicht war und ist, wie es das eindrucksvolle Freud-Zitat, das die Autorin hier anführt und das meiner Rezension immerhin ihren Titel gibt, auf den Punkt bringen kann: »Alle unsere Aufmerksamkeit ist nach außen gerichtet, von wo die Gefahren drohen und die Befriedigungen locken. Von innen her wollen wir nur Ruhe haben. Wenn nun jemand den Sinn nach innen wenden, ihm gleichsam den Hals umdrehen will, so sträubt sich unsere Organisation dagegen« – vergleichbar einer Speise- oder Harnröhre, die »entgegen ihrer Funktionsrichtung passi[e]rt werden sollen«. ⁸ Mit diesem sprachbildlichen »Halsumdrehen« kann es selbst schon tödlich, mindestens aber erschütternd wirken, der inhärent menschlichen Gewalt und ihrer z. T. libidinösen Besetzung zu begegnen. Oder sich die Ambivalenz gegenüber Nahestehenden bzw. die »hinter der Trauer versteckte Haßbefriedigung am geliebten Toten« ⁹ einzugestehen. Diesen Gedanken entwickelt Freud in *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (1915b), wo er umreißt, wie dem Menschen der Tod des anderen zunächst durchaus recht, der eigene *Tod* hingegen unvorstellbar ist. Doch der Verlust von Angehörigen bringe einen Konflikt mit sich, insofern damit nicht nur der Tod in den Bereich des

»Eigenen« einbricht, sondern sich auch zeigt, dass etwas an der geliebten Person fremd und feindlich gewesen ist. ¹⁰

Solcherart Ambivalenz-Eingeständnis selbst gegenüber geliebten Menschen gilt Rose wiederum als Voraussetzung dafür, dass es (in Reaktion darauf) überhaupt die Möglichkeit eines bis zu vermeintlichen Feinden reichenden Entgegenkommens geben kann – was wiederum auch angesichts von COVID-19-Schuldzuweisungen, Impfwettläufen o. Ä. dringend erscheint. Sodass Rose versucht, in Richtung möglicher, wenn auch schwer erklärlicher und oft nur vermeintlicher Impulse der Empathie bzw. einer neuen, weniger Ich-gebundenen Form gemeinschaftlichen Lebens zu denken, in welchem – ohne z. B. klassenbezogene, ethnische, geschlechtliche Ausschlüsse – »der Schmerz der Zeit geteilt« werden kann (S. 82). Die Rede ist auch vom Kampf für eine Welt, in der man des Todes weniger, wie derzeit der Fall, »beraubt« werde (S. 51), sondern »in der alle frei sind, ihren eigenen Tod zu sterben« (S. 82). Auch in einem Rückgriff u. a. auf Rachel Berdachs Roman *Der Kaiser, die Weise und der Tod*, den Freud kannte, kommt Rose zu dem Schluss, dass der Tod der »die zufälligen Unterschiede zwischen uns« aufhebende »große Gleichmacher« sei oder sein sollte (S. 87). Bei derzeitigen Rufen nach neuen Solidaritätsformen wiederum müsste nach Rose ein Ort

für jene – von ihr mit der Psychoanalyse aufgeworfene – »dunkleren Aspekte des Menschseins« gefunden werden, damit sie nicht wirkungslos verpuffen (S. 93). – Und auch wenn man sich beim Lesen an dieser Stelle wünschen mag, dass die Autorin just diesen Ort näher eruiert bzw. ausgeführt hätte, was dieses Sein-Sollen heißen kann angesichts einer Situation, in der ein Von-innen-her-Ruhe-haben-wollen sich oft so überdeutlich zeigt: Es ist eben diese Vorläufigkeit der Vorlesung, die zugleich themenangemessen erscheint – bereits ihr Untertitel verweist prozesshaft auf das *Denken mit Freud in Zeiten der Pandemie*.

»Wenn ich begriffen habe was es macht, daß wir wie umgekehrte Sonnenblumen uns jetzt ins Dunkel wenden statt zum Licht, dann erst kann ich's bekämpfen oder nützen, wie ich den Wind in meinen Segeln fange – zuvor muß ich erkunden wie er weht«. ¹¹ In diesem Berdach geschuldeten, der Vorlesung vorangestellten Motto klingt mit der Sonnenblumen-Umkehrung wie schon bei der Halsumdrehung noch einmal ein Motiv der umgekrempelten Perspektive an, auf welche Rose zu setzen scheint. Und doch scheint mir just jene Verschränkung von Innerem/Äußerem, die ihre im besten Sinne määndernde Vorlesung in weiten Teilen so stark macht, in ihren Schlussfolgerungen reduziert. Denn nicht nur wirkt die Rede von psychoanalyti-

schen Ideen (etwa was die Ambivalenz betrifft), welche in heutigen Zeiten eine »ungeschönte Wahrheit« herauszustellen helfen könnten (S. 77), gelegentlich idealisiert. Und nicht nur erscheint mir die Verwendung des Zufall-Begriffs nicht immer klar: Was Freud, wie gesehen, in Differenz zu einem »unerbittlichen Naturgesetz« als zufällig einführt, ist es als »gnadenlose Zufälligkeit« (S. 55) in kultureller Hinsicht nicht: Im Rose'schen Kontext deutet diese genau auf eine politisch verbrecherische Rücksichtslosigkeit.

Noch darüber hinaus scheint genau die Ambivalenz des Glaubens an den »innerursächlichen« Tod, welchen Freud zeitweilig mit einem illusionären Schillern umgibt ¹², in der von Rose erstrebten Freiheit, den »eigenen Tod zu sterben« – also einen Tod diesseits der politisch hochwirksamen »zufälligen« Unterschiede – seltsam getilgt. Es ist dann, als würde ihre Vorlesung vielleicht genau in der Schwierigkeit, ein Ende zu finden, in gewisser Weise hinter das, was sie selbst so gekonnt entfaltet hat, zurückfallen. Zumindest kann man hier stocken. Denn ginge es nicht mehr um eine andere Verfasstheit jener »Zufälligkeiten«? Wird nicht mit der Betonung des eigenen Todes ein »von aller Zivilisation« »unbefleckt[er]« Zustand heraufbeschworen, den Rose in anderem Zusammenhang anführt (S. 77)? So sehr der politisch-ethische Impetus der Autorin, die vermeidbaren und damit unnötigen

Tode anzuprangern, nachvollziehbar und überzeugend ist, und so wesentlich die angenehme, dem menschlichen Leben innewohnenden Unvermeidbarkeit des Sterbens offenbar ist und bleibt, so unmöglich bleibt es zugleich (wie sich gerade mit Roses Denkart feststellen ließe), die inneren oder eigenen und die äußeren bzw. die zufälligen Aspekte des Sterbens im Konkreten auseinanderzuidividieren. Und dies wiederum nicht nur, weil hier unausbleiblich entlastende Wunschvorstellungen mit im Spiel sind, sondern auch, weil die Umwege des Lebens selbst mit Freud erst ausgehend von jenen »unvorstellbaren Krafeinwirkungen« bzw. »äußeren Einflüssen« zu denken sind.

Zu guter Letzt wäre festzuhalten: Selbst wenn offenbleibt, wie diese Zusammenhänge, die quasi im »Herzen« von *Den eigenen Tod sterben* in all seiner Mehrdeutigkeit zu liegen scheinen, letztlich zu denken sind, regt genau dieser Umstand – wie die Vorlesung insgesamt – doch ein »umdrehendes« Denken diesseits ausgetretener Pfade an. Allein das Aufkommen der skizzierten weiteren Klärungswünsche, durch die der vorliegende Text die Rezensentin ganz offensichtlich geradewegs in einen Dialog verwickelt und fortführend Fragen angeregt hat, ist beredtes Zeugnis dieser Vorlesungsqualität. Und zuweilen hat bei der Lektüre auch jenes – westlich-kulturell instruktive – »Aufblitzen« eines »anderen«, nicht so sehr »vom

Selbst beherrscht[en]« ethischen Lebens statt (S. 88, S. 92), auf dessen Spuren sich Rose mit anderen begibt. —

- 1) Seitenzahlen im Text beziehen sich auf den rezensierten Vorlesungstext.
- 2) Freud, Sigmund (1920g): *Jenseits des Lustprinzips*, in: G.W. Bd. XIII, Frankfurt a. M. 1999, Fischer, S. 1–69, hier S. 40f
- 3) Ebd., S. 41ff.
- 4) Ebd., S. 47
- 5) Ebd., S. 47
- 6) Ebd., S. 47
- 7) Vgl. Grubrich-Simitis, Ilse: *Trauma oder Trieb – Trieb und Trauma: Lektionen aus Sigmund Freuds phylogenetischer Phantasie von 1915*, in: *Psyche*, 1987, 41. Jg., Heft 11, S. 992–1023 sowie Grubrich-Simitis, Ilse: *Trauma oder Trieb – Trieb und Trauma: Wiederbetrachtet*, in: *Psyche*, 2007, 61. Jg., Heft 7, S. 637–656
- 8) Sigmund Freud an Albert Einstein, 26. 3. 1929, Sigmund Freud Collection der Library of Congress, zit. n. Grubrich-Simitis, Ilse: *Zurück zu Freuds Texten – Stumme Dokumente sprechen machen*, Frankfurt a. M. 1993, Fischer, S. 23 f.
- 9) Freud, Sigmund (1915b): *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, in: G.W. Bd. X, Frankfurt a. M. 1999, Fischer, S. 324–355, hier S. 349
- 10) Ebd., S. 345 ff.
- 11) Berdach, Rachel: *Der Kaiser, die Weisen und der Tod*, Wien 1938, Saturn, zit. n. Rose, *Den eigenen Tod*, S. 23
- 12) Was Rose, wie gesehen, auch erst aufgreift.

Thomas Ettl: *Die anorektische Logik – Psychodynamik, Genese und Behandlung der Magersucht*, Gießen 2021, Psychosozial-Verlag (Bibliothek der Psychoanalyse)

Rezensiert von Martin A. Hainz

Im vorliegenden Band wird rekonstruiert, wie es zu Anorexie (*anorexia nervosa*) kommt, um dann diesen Mechanismen präventiv und therapeutisch etwas entgegenzusetzen zu können. Die Annahme, auf der alles basiert – und die auch gängige Lehrmeinung ist –, lässt sich so zusammenfassen, dass Anorexie als das Ringen eines gekränkten Menschen um Selbstbestimmung zu verstehen sei. Wer seine völlige Unabhängigkeit von allem Äußerlichen demonstriert, bis hin zum zur Schau gestellten Hungern und Verhungern, ist von der Zuwendung unabhängig, an der es einmal fehlte.

Der Widerspruch, dass dieser Stoizismus doch der Besorgten und Entsetzten bedarf, ist augenfällig. Die Sphinkter-Moral wird in Gruppen propagiert und gemeinsam praktiziert – Selbsthilfe bei der Selbstschädigung, man ist füreinander »Thinspiration« (S. 15), *thin* und *inspiration*. In Posen der »Ikonomographie mal des erotischen, mal des religiösen Verzückens« (S. 19) werden Körper präsentiert, denen es an nichts fehle, solange sie nichts brauchen.

Das Bedürfen und das, wonach gehungert wird, wäre dagegen »toxischer als Buttercremetorte«¹, so könnte man es in dieser Rhetorik formulieren. Ist Liebe das, was fehlt, so ist logischerweise die Antwort darauf eine »Beziehungsphobie« (S. 35). Die Ausstellung dessen wird durch das Verdecken der Brust komplettiert: »Fettgewebsphobie« (S. 19) nennt Ettl dies. Insgesamt ist Anorexie »eine kontraphobische Großveranstaltung« (S. 37).

Diese aggressive Entgegnung einer Welt gegenüber, in der die Betroffenen, subjektiv, »über keinen Leib verfügen (dürfen)« (S. 29), tötet: Herzstillstand, Nierenversagen, Suizid. Die anorektische Person verliert damit, wieder subjektiv, *nichts*, »ihr Körper [...] gehöre schon lange nicht mehr ihr.« (S. 41) Oder gehört ihr wieder, wo er als Schmerz und Dysfunktion von dem divergiert, was ein Anspruch von außen sein könnte. Die Person »ist die Kleine in der Hülle der Erwachsenen« (S. 63), die von anderen zum Objekt gemacht dies souverän zu leben zum Projekt macht. Die